



Nazwa instytucji

Książnica Cieszyńska

Tytuł jednostki/Tytuł publikacji

Kinder-Zeitung vom Onkel Max.

Liczba stron oryginału

8

Liczba plików skanów

8

Liczba plików publikacji

11

Sygnatura/numer zespołu

C IV 030169

Data wydania oryginału

1936

Projekt/Sponsor digitalizacji

Dofinansowano ze środków PW Kultura+



Ministerstwo
Kultury
i Dziedzictwa
Narodowego.



NARODOWY
INSTYTUT
AUDIOWIZUALNY

KULTURA+



Digitalizacja



Nr. 167

Das Engelgeläut.

Schulschluß vor den Weihnachtsferien, welch ein glücklicher Tag! Alle Kinder eilten froh nach Hause, ganz erfüllt von der Erwartung kommender Herrlichkeiten, doch die ganze Stadt schon nach frischen Tannenbäumen und Kuchenbacken.

Die siebenjährige Marie mit dem lockigen Blondhaar, das sich so schwer dem Zwang der zwei Zöpfe fügte, in welche die Mutter es jeden Morgen so fest einflocht, ahnte noch gar nicht, als es eilig heimflog, daß dort bereits eine große Vorfreude seiner wartete. Großmutter war da, die liebe alte Großmutter mit dem schneeweißen Haar und den guten Augen, und sie verkündete ihr eine große Freude. Marie sollte für ein paar Tage zu ihr und dem Großvater auf Besuch kommen.

Das hatte sich das Enkeltöchterchen schon immer einmal gewünscht! Nicht nur, daß es — wie wohl die meisten Kinder tun — sehr an den Großeltern hing; mit Mariens Großeltern hatte es eben noch eine ganz besondere Bewandnis. Die wohnten nicht in einer Wohnung, wie andere Großeltern, sondern hoch oben im Turm der alten Stadtkirche, von wo man über die Dächer der ganzen Stadt hinausschaute, weit ins Land hinein, bis zu der Kette blauer Berge in der Ferne.

Nun sollte sie ein paar Tage und Nächte ganz da oben bleiben dürfen! Am Ende gar über Weihnachten? Denn in wenigen Tagen war ja schon Heiligabend, und sie hatte erst heute früh beim Aufstehen gesungen: Dreimal

werden wir noch wach, heißa, dann ist Weihnachtstag!"

Das wurde ihr aber doch ein bißchen bedenklich, und sie fragte die Mutter:



„Kommst du auch hinauf mit Vater, und gibt es dann oben auch einen Baum mit Lichtern?“

„Das wird sich alles finden, Kind! Jedenfalls wird es ein sehr schönes Weihnachtsfest werden, ein ganz besonders schönes, und du wirst dich sehr freuen über das große Geschenk des lieben Christkinds. Das kann ich dir schon verraten“, sagte die Mutter und lächelte geheimnisvoll.

Gern hätte Marie nun gefragt, was das wohl für ein Geschenk sein werde.

Da sie aber wußte, daß Christkindchen und Weihnachtsmann es nicht lieben, wenn die Kinder vor dem Fest neugierige Fragen tun, schwieg sie lieber und ging nach zärtlichem Abschied von den Eltern an der Großmutter Hand fröhlich von dannen, ihre beiden Lieblingspuppen im Arm.



Nun war Marie schon zweimal wach geworden oben im Turmstübchen, darin es so ganz anders war als drunten bei den Eltern in der Schloßgasse, wo man vor die Tür laufen und mit den Nachbarskindern von rechts und von links reden und spielen konnte. Wenn der Großvater, der noch ein kleines Kirchenamt nebenbei versah, daheim war, so saß er vor seinem Arbeitstisch und schnitzte. Denn er war ein geschickter Holzschnitzer, der sich von seiner Kunst allein gar wohl hätte ernähren können wenn er den Posten auf dem Kirchturm aufgegeben hätte, wozu ihm die Leute immer rieten, weil sie es sich nicht denken konnten, daß einer gern da oben saß. Großvater aber war so einer, und er sagte immer: „Wer weiß, ob ich da unten so schön meine Figuren schnitzen könnte wie hier oben, wo ich dem Himmel ein Stücklein näher bin.“

Am Tage vor Weihnachten tanzten die weißen Flocken dicht, ganz dicht vor den Scheiben, was aber der Marie erst recht gefiel. Es saß sich dabei so behaglich auf dem Schemel, dem Großvater zu Füßen, dessen geschickte Fin-

ger mit den feinen, scharfen Schnitzmessern eifrig an einem Engelsköpfchen herumbasselten, das zum Fest noch fertig werden sollte.

„Es schaut immer noch nicht aus wie so ein richtiges himmlisches Weihnachtsengelchen“, sagte er.

„Woher weißt du denn, Großvater, wie die Engel aussehen?“

„Na, wenn ich's nicht wissen sollte, Kind, wer dann?“ Dafür wohne ich doch hier auf dem Turm, wo alljährlich am Weihnachtsabend die Christenglein das Fest einläuten.“

„Großvater, ist das wahr? Und hast du sie schon einmal dabei gesehen?“

„Still, still! Kind! Davon darf ich nicht reden, denn sie wollen ja nicht gesehen werden.“

„Kommen sie denn jedes Jahr, Großväterchen? Morgen abend auch?“

„Ja, ganz sicher! — Kommen sie doch nun schon seit ein paar hundert Jahren auf den Turm, um die Christ-





Stille Nacht, heilige Nacht . . .

glocken zu läuten. Darum klingt das Ge-
läut doch auch so hell und schön wie
an keinem anderen Festtage. Ich will dir

auch die Geschichte erzählen, woher das
kommt, Kind!"

Und Großvater erzählte, wie einst

schwere Kriegsnot im Lande gewesen, Teuerung und Hungersnot überall, auch in der Stadt, die damals noch mit Wällen und Türmen befestigt war. Sie wehrten sich tapfer gegen den Feind, als er sie um die Weihnachtszeit belagerte. „Grade am Heiligen Abend machte der Feind einen neuen Versuch einzudringen, alle Bürger, alt und jung, standen auf den Wällen und Mauern, und keiner dachte an die Feier der Christnacht. Auch der Glöckner von Sankt Annen war mit Wehr und Waffen draußen und dachte nicht ans Läuten. Da — mitten im heißesten Kampf —, was war das? Helles, schwingende Glockentöne klangen mit einem Male durch die Luft. Auf den Gassen drinnen in der Stadt liefen die Leute zusammen und lauschten. Die verängstigten Kinder blickten zum Turm hinauf Würde es doch Weihnacht? Auch die Kämpfer auf den Mauern und Wällen hörten die himmlischen Klänge, und der Feind draußen hörte sie auch.

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!“ riefen die Glockenstimmen.

Es ging allen ans Herz, Freund und Feind, und der Anführer der Belagerer gab den Befehl zum Rückzug ins Lager. Als die letzte Dämmerung verblichen war und die Heilige Nacht mit Millionen von Sternenaugen auf die befreite Stadt herniederschaute, eilten ihre Bewohner in die Kirchen, um dem Christkindlein zu danken, das sie durch ein Wunder errettet hatte. Seitdem aber kommen die Englein jedes Jahr auf den Sankt-Annen-Turm, um das Christfest einzuläuten.“

„Ja, Kind“, fügte die Großmutter hinzu, „und denke, es kommt nicht selten vor, daß eins der kleinen Christenglein dann Lust verspürt, unten bei den Menschen zu bleiben in einem der Häuser, die es vom Turm herab erblickt. Dann findet man am Weihnachtsmorgen dort ein kleines Engelchen im Wiegenbett, das natürlich seine Flügel nicht behalten durfte. Es sieht aus ganz wie ein richtiges Menschenkind, nur besonders fromm und lieblich, so wie Großvaters Engelchen.“

Als am anderen Tage der Vater kam und sagte, daß die Kleine das Fest über oben bei den Großeltern bleiben dürfe, war sie ganz einverstanden.

Sie schaute auch aufmerksam hinaus zum Fenster, als es dämmerte.

Vergebens hat sie den Großvater, daß er sie einmal durch einen Spalt schauen lassen möge wenn die Engelchen läuteten. Er sagte, das sei ihm streng verboten, sie möge sich nur still zur Großmutter setzen und die Hände falten, wenn das Geläut anheben würde.

Das tat Marie denn auch, und die Glockentöne schienen ihr so himmlische Klänge zu sein, daß sie ihnen andächtig bis zum Schluß lauschte.



Und darauf stieg sie mit der alten Frau die vielen Stufen der Stiegen hinauf bis in die festlich erleuchtete Kirche, wo zwei große Lichterbäume neben dem Altar standen und alte liebe Weihnachtslieder gesungen wurden.

Als sie wieder oben in ihre Turmstube kamen, brannte auch dort schon ein Weihnachtsbaum, den Großvater angezündet hatte, und darunter stand ein Tisch, der war bedeckt mit allerlei schönen und nützlichen Gaben. Das schönste Geschenk aber war eine Krippe, deren Figuren der gute Großvater besonders liebevoll geschnitzt hatte.

Ueber dem Freuen an all den Herrlichkeiten ging der Abend schnell hin, und sehr müde schlief Marie die ganze Christnacht tief und fest. Als sie am andern Morgen die Augen aufschlug, stand die Großmutter lächelnd an ihrem Bett und sagte:

„Steh auf, kleine Langschläferin! Heute scheint die Sonne hell vom Himmel hernieder auf lauter verschneite Dächer, und unter eins derselben, just in das Haus, wo deine lieben Eltern wohnen, ist richtig wieder in der Nacht ein Weihnachtsenglein eingekehrt, das

dein Schwesterchen sein will. Da müssen wir uns doch bald aufmachen, das Wunderkind zu begucken.

Ja, gab es denn nur noch ein Kind an diesem Feiertagsmorgen, das so glücklich war wie Mariechen?

Maxi sucht das Christkind.

Heut ist Heilig-Abend? Heut? denkt Maxi. Er sitzt traurig am Fenster. Es ist so ein grauer Nachmittag. Dünne feuchte Schneeflocken schweben nieder, langsam und unaufhörlich, und zerfließen, wenn sie zu Boden fallen. Die Straßen sind naß und glänzend, die vielen Schaufenster strahlen in buntem Weihnachtsglanz, und die Menschen laufen mit frohen Gesichtern eilig umher, schwer mit Päckchen beladen.

Maxis Vater ist arbeitslos. Er hat gesagt: „Zu uns kommt das Christkind diesmal nicht. Wir müssen froh sein, wenn wir Brot und Zins zahlen können. Das Christkind kommt nur zu reichen Leuten!“

Maxis Mutter hat gesagt: „Am Weihnachtsabend muß ich fort, Maxi. Sei nicht traurig. Ich muß fort, Maxi. Sei nicht traurig. Ich muß in ein großes schönes Haus. Dort gibt es ein großes Festessen und ich muß in der Küche helfen. Es sind gute Menschen dort, sie werden mir sicher etwas Schönes vom Christkind geben, damit ich es dir bringen kann.“

Maxi ist ganz allein. Es ist so still in der Stube. Er überlegt: „Was soll ich jetzt tun?“ Ihm ist so traurig zu Mut, und er kann es nicht glauben, daß das Christkind nicht zu ihm kommt. Plötzlich faßt er einen Entschluß: „Ich will das Christkind suchen! Ich muß es finden! Es ist bestimmt schon unterwegs, es muß ja zu so vielen Menschen.“

Maxi zieht den dünnen Mantel an, setzt die Kappe auf und geht die Treppe hinunter. Schnell läuft er durch die Straßen und bleibt nirgend stehen. „Ich muß mich beeilen“, denkt er. „Hier in der Stadt, wo soviel Menschen sind, werde ich es nicht finden! Aber draußen im Wald, da sieht man es gleich.“

Er kommt vor die Stadt, dort, wo die Häuser seltener sind, wo sie nach und



nach ganz aufhören. Leise fällt der Schnee, und hier draußen bleibt er liegen und sieht schön weiß und schimmernd aus. Es ist so still und Maxis Atem huscht wie ein kleines weißes Wölkchen vor ihm her.

Plötzlich leuchtet ein Licht auf. Ganz dort oben auf dem Berg. Man sieht es von weitem, wie es über den Bergrücken herunter kommt. Es wird heller und heller, es flattert und zittert durch den Wald, ein breites Leuchten, das funkelnd immer näher kommt.

„Das, das ist es!“ flüstert Maxi. Sein Herz klopft so laut, er glaubt es zu hören.

„Das ist das Christkind! Auf einem leuchtenden Stern ist es vom Himmel auf den Berg geflogen. Wie es leuchtet!

Heller als tausend Christbaumkerzen! Wie schön das Christkind sein muß!"

Maxi duckt sich in den Schatten einer großen Tanne am Wegrand und wartet. Er faltet die Hände und starrt auf die Wegbiegung. „Gleich, gleich muß es kommen“, denkt er atemlos und glücklich.

Da! Jäh bricht das Leuchten über den Waldweg! Ein breiter Bach blendenden Lichtes! Schneller als ein Gedanke — es ist vorbei! Ein Wirbelwind von feuchten Schneeflocken schwirrt Maxi ins Gesicht — ein Wirbelwind von Enttäuschung schwirrt ihm durch den Kopf: „Ein Auto! Weiter nichts!“

Traurig läuft Maxi weiter. Der Wind ist so kalt und es wird immer dunkler im Walde. Maxi hat Hunger und ist sehr müde. Er denkt an das Christkind und daß er es finden muß. Er setzt sich auf einen Stein, mitten auf dem Waldweg. Es ist so schön still hier und er ist so müde, daß er Hunger und Kälte vergißt. Langsam fallen ihm die Augen zu.

Annemarie sitzt am Steuer ihres kleinen Zweisitzers. Sie war Skifahren. Es ist spät geworden. Aber der Schnee dort oben auf den Höhen war so prächtig, daß sie die Zeit ganz vergaß.

„Heut ist ja Heiliger Abend“, denkt sie lächelnd und gibt Vollgas. Wie der Wind jagt ihr kleiner Wagen durch den dunklen Wald. Aber was ist das? Mitten auf dem Weg? Sie drückt auf die Hupe, wieder und wieder. Das kleine schwarze Bündel rührt sich nicht. Annemarie läßt den Wagen stoppen, steigt aus und beugt sich nieder.

„Ein Bub! Ein richtiger kleiner Bub! Was mache ich nur mit ihm? Er muß weit gelaufen sein. Er schläft so fest und tief!“

Schnell entschlossen trägt sie ihn in ihr Auto. Sie lauscht und hört sein Herzchen klopfen, schön ruhig und regelmäßig. „Er schläft nur, Gott sei Dank! Gut, daß ich nicht den Feldweg fuhr, sonst wäre der Kleine erfroren!“

Sie zieht ihre Skijacke aus und deckt Maxi schön zu, setzt sich ans Steuer neben ihm und saust mit ihm davon.

Maxi träumt so schön! Er steht auf der Bergspitze. Der Himmel funkelt im Sternenlicht und ein harter kalter Wind bläst um die Ohren. Da kommt das Christkind! Es singt „vom Himmel hoch, da komm ich her“; es singt ganz fein und hell, dann lauter und tiefer. Dann schweigt es, beugt sich zu ihm nieder

und trägt ihn auf seinen Armen den Berg hinab. Er spürt den Atem des Christkindleins auf seinem Gesicht. Er öffnet die Augen ein ganz klein wenig und — sieht das Christkindlein ganz genau! Es beugt sich über ihn, und seine hellblonden Locken berühren für einen Moment sein Gesicht. Das Christkind lächelt ihn mit seinen hellblauen Augen an und sagt: „Jetzt hast du schön warm? Mach du nur die Augen zu und schlaf weiter!“ Maxi lächelt, kuschelt sich tief in die Polster und schläft wieder ein.

„Pst, pst“, sagt Annemarie. „laßt ihn nur schlafen! Ich fand ihn mitten im Wald. Bis der Christbaum angezündet wird, laßt ihn schlafen. Er muß weit gelaufen und sehr müde sein!“

Annemarie legt Maxi auf ihr Bett. Auf den Zehenspitzen geht sie hinaus. Sie zieht ihr schönes Abendkleid an. Es ist aus weißer glänzender Seide mit kleinen silbernen Sternchen besät. Sie kämmt sich ihre blonden Locken, schaut



in den Spiegel und lacht: „Wie das Christkind seh ich aus!“

Dann geht sie leise in ihr Zimmer und tritt zu Maxi ans Bett. „Wach auf, jetzt wird der Christbaum angezündet!“

Maxi schlägt die Augen auf. Vor ihm steht das Christkind! Das Christkind, das ihn oben auf dem Berg auf seine Arme nahm, und ihn so lieb angelächelt hatte! Er kann es nicht glauben. Vorsichtig berührt er mit den Fingerspitzen den schimmernden Stoff des weiß und silbernen Kleides. Er hört ganz deutlich eine schöne Musik „vom Himmel hoch, da komm ich her“. Er reibt sich die Augen und flüstert: „Christkind! Jetzt hab ich dich doch gefunden!“

„Komm jetzt, komm“, sagt das Christkind. Nimmt ihn an der Hand und führt ihn eine wunderschöne helle Treppe hinab, geht mit ihm durch eine glänzende breite Tür, da: ein Christbaum! Ein riesiger Christbaum! So hoch, bis an die Zimmerdecke, über und über voll strahlender Lichter und bunter schimmernder Kugeln.

„Mutter! Mütterchen!“ ruft Maxi und

fliegt seiner Mutter an den Hals. „Mutter, du bist auch hier?! Ich war im Wald und hab das Christkind gesucht. Ich hab es auch gefunden, siehst du! Ich weiß nur nicht mehr, wie. Es ist mit mir den Berg herabgefahren, durch den dunklen Wald und hat mich hierher gebracht!“ Die Mutter drückt ihr Maxi freudestrahlend an sich.

Annemarie sagt zu ihrem Vater: „Das ist ja das Maxi von unserer Waschfrau! Sie hat mir so oft von ihm erzählt. Fast wäre es im Walde erfroren!“

Maxi bekam ein Bilderbuch, ein Spielzeug, eine Eisenbahn mit richtigen Schienen und Schokolade und Lebkuchen. Und nachher durfte er soviel essen, wie er wollte.

Als er dann mit seiner Mutter heimging, da flimmerten die Sternlein am Himmel genau so wie vorhin, als das Christkind vom Himmel geflogen kam.

Und Maxi sagte: „Ich wußte ja, daß ich das Christkind finde. — Aber der Vater, der hat ja nichts bekommen! Er darf mit meiner Eisenbahn spielen, nicht wahr?“

Doktor Dolittle

22

Copyright by Williams u. Co., Verlag,
durch Dr. Präger-Pressdienst, Wien.

Postamt

von

Hugh Lofting

Doktor Dolittle war von diesem Gedanken ganz begeistert und meinte, daß der Ferndienst der Möwe ihm recht gute Dienste leisten könnte. Die Möwe flog dann, nachdem sie noch ein paar für Angola bestimmte Postkarten mitgenommen hatte, zu Einauge, dem Albatros.

Spät am Nachmittag kehrte sie mit dem großen Einauge, dem ältesten Wetterpropheten unter den Vögeln, zurück. Der Doktor erzählte später, daß er noch

nie einen Vogel gesehen hätte, der ihn so an einen Matrosen erinnert habe. Er hatte den rollenden wiegenden Gang eines Seemannes, er roch stark nach Fisch, und wenn er vom Wetter sprach, hatte er die seltsame Angewohnheit, mit einem Auge gegen den Himmel zu schielen, wie es alte Seeleute oft tun. Er fand, daß der Einfall des Doktors eine Vogelwetterwarte zu errichten, durchaus im Bereich des Möglichen läge, und daß eine solche Warte viel bessere Wet-

ternachrichten würde ausgeben können, als das bisher möglich gewesen sei. Dann hielt er einen Vortrag von mehr als anderthalb Stunden über Winde, den Doktor Dolittle Wort für Wort in sein Notizbuch aufschrieb.

Der Wind ist die Hauptursache der Wetterveränderungen. Wenn man zum Beispiel weiß, daß es am Donnerstag Nachmittag zur Vesperzeit auf den Kanalinseln geregnet hat, — und gerade ein Nord-Ostwind bläst, — so kann man mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß der Regen England im Laufe des Donnerstag Abend erreicht.

Doktor Dolittle schrieb also an alle Zweigpostämter und bat sie, mit den verschiedenen Vögeln eine genaue Zeit für ihren Aufbruch zu dem jährlichen Wadnerflug zu verabreden, nicht nur einfach die zweite Woche im November, sondern genau Tag und Stunde. Denn da erwußte, wie schnell jede Vogelart flog, konnte er fast auf die Minute berechnen, zu welcher Zeit sie an ihrem Bestimmungsort ankommen würden, und wann sie sich verspäten sollten, würde er wissen, daß schlechtes Wetter sie auf ihrem Wege aufgehalten hatte, oder sie ihre Abreise aufgeschoben hatten, bis der Sturm abgeflaut war.

Doktor Dolittle, die Möwe, Einauge, Dab-Dab, Schandschnabel, Flitzi und Tuh-Tuh, die Rechnerin, besprachen alles bis tief in die Nacht hinein und arbeiteten eine Menge neuer Richtlinien und Regeln für die Führung einer guten Wetterwarte aus. Ein paar Wochen später wurde an den Wänden von Doktor Dolittles Postamt neben der alten Anschlagtafel für die kommende und ausgehende Post eine funkelneue angebracht.

„Wetterberichte“ standen am Kopf dieser neuen Tafel geschrieben, und die Berichte lauteten ungefähr so:

Grüne Reiher auf Flugstrecke Sandwich-Insel—Kap Horn 1 Tag 3 Stunden 9 Minuten Verspätung. Südost-Wind. Diesiges Wetter an der Küste von Chile; leichte Stürme in den antarktischen Gewässern.

Auch die Landvögel, besonders die, die von Beeren leben, halfen dem Doktor sehr viel, indem sie ihm brieflich mitteilten, ob der Winter in den verschiedenen Ländern besonders hart werden

würde. Hierauf schrieb Doktor Dolittle an alle Landeute der Welt und teilte ihnen mit, ob sie einen kalten Winter, einen feuchten Frühling oder einen trockenen Sommer zu erwarten hätten, was ihnen natürlich beim Bestellen des Feldes ungeheuer viel nützte.

Die Fantippaner, die sich bisher aus Furcht vor Unwettern sehr gescheut hatten, auf die hohe See hinauszufahren, begannen jetzt, da sie eine gute Wetterwarte besaßen und wußten, was sie für Wetter zu erwarten hatten, größere Segelboote anstatt der kleinen zerbrechlichen Kanus zu bauen. Sie wurden zu einer sogenannten seefahrenden Nation, trieben Handel mit Waren aller Art die Küste von West-Afrika hinauf und hinunter und wagten sich nach Süden bis zum Kap der Guten Hoffnung und befuhren sogar den Indischen Ozean, um dort mit Bewohnern fremder Länder Tauschhandel zu treiben.



„Der Doktor sah ihn um das Postamt herumstreichen.“

Dadurch nahm das Königreich Fantippo im Gegensatz zu früher natürlich an Reichtum und Bedeutung zu. Der König stiftete dem Auslandspostamt eine große Summe, die Doktor Dolittle dazu benutzte, das Hausboot zu vergrößern und seine Einrichtungen zu verbessern.

(Fortsetzung folgt.)